

Weniger Marketing, mehr Stadtentwicklung

Text **Christoph Sommer**

Die vieldiskutierte Frage, wie viel Tourismus Städte vertragen, impliziert ein irreführendes Verständnis von Stadttourismus. Die Stadt erscheint als Gefäß, in das nur eine bestimmte Menge Tourismus passt. Stadt und Tourismus erscheinen als getrennte Phänomene. Gerade die Debatte über den „Overtourism“ legt jedoch nahe, diese tradierte binäre Lesart zu verabschieden. Es gilt vielmehr die Verwobenheit von Stadt und Tourismus in den Blick zu nehmen. Es gilt, sich des „Stadttouristischen“ gewahr zu werden und stadtentwicklungspolitisch zu überlegen, wie das wechselseitig-konstitutive Verhältnis von Stadt und Tourismus gestaltet werden kann.



Nächtliches Feiern auf der Verkehrsinsel des Gärtnerplatzes in München. Das Foto entstand während der Renovierungsarbeiten am Theater.
Foto: Oliver Bodmer

Es braucht eine grundsätzliche Debatte darüber, was städtische Tourismuspolitik will und soll. Denn zweierlei macht die Touristifizierung deutlich. Erstens: Ein rein zahlenfixiertes Tourismusverständnis liefert keine Antworten auf die Frage, wie viel Tourismus Städte vertragen. Übernachtungsrekorde, Platzierungen im Destinationsranking und Wertschöpfungsberechnungen mögen der Selbstvergewisserung im Wettbewerbshandeln städtischer Tourismusförderung dienlich sein. Für die Arbeit an einem stadtverträglichen Tourismus helfen diese Statistiken nicht weiter. Zweitens: Der vielerorts mit Blick auf touristische Übernutzungserscheinungen postulierte politische Wille, Tourismus nachhaltiger zu gestalten, ist zu begrüßen. Ohne eine genaue Analyse der gewachsenen und ständig neu entstehenden Ausprägungen des Stadttouristischen bleibt Nachhaltigkeit allerdings eine beliebig auslegbare Dimension tourismuspolitischer Handelns. Hier ein paar Mülleimer mehr, da ein paar Coffee-To-Go-Becher weniger – für eine glaubwürdige tourismuspolitische Kurskorrektur reicht das nicht. Es sind immer mehr Menschen touristisch unterwegs und der Tourismus prägt die städtische Entwicklung stärker denn je. Meine These ist, dass Tourismus jetzt als Thema der Stadtentwicklung ernstgenommen werden muss. Weniger Marketing, mehr Stadtentwicklung, das wäre ein Credo. Ich möchte diese These untermauern, indem ich versuche, folgende Fragen zu beantworten: Inwiefern ist das Städtische touristisch und wie lassen sich die vielfältigen Hybride des Stadttouristischen verstehen? Welche Konfliktzonen des Stadttouristischen tun sich gegenwärtig in Städten auf? Warum lassen sich stadttouristische Konflikte nur dann wirkungsvoll bearbeiten, wenn sie als Aufgabe von Stadtentwicklung begriffen werden?

Hybride Formen des Stadttouristischen

Städte entstehen im Zusammentreffen translokaler und lokaler Prozesse. Oder, wie es der Anthropologe Wolfgang Kaschuba treffend sagt: Stadt entsteht historisch durch die Zuwanderung von Menschen, Ideen und Waren; sie konstituiert sich wesentlich durch Fremde und Fremdes; Stadt ist Produkt von Mobilität, Migration und Zirkulation. Diese Perspektive auf Stadt betont die Prozessualität von Stadt, die das urbane Spannungsverhältnis von Regelmäßigkeit und Wandel ausmacht.

Im Stadttouristischen tritt diese Prozessualität von Stadt besonders deutlich hervor. Städte werden jeden Tag aufs Neue touristisch genutzt und hervorgebracht, erlebt und belebt, besucht und bewohnt. Und zwar nicht nur von „den Touristen“ und nicht nur an „den Sehenswürdigkeiten“. Sicherlich, allein die 500.000 Gäste die sich zum Beispiel durchschnittlich jeden Tag in Berlin aufhalten (u.a. Touristen, Geschäftsreisende, Tagesausflügler), machen etwas mit der Stadt. Diese Gäste ko-produzieren Stadt. Dabei geht das stadttouristische Geschehen größtenteils nicht hinterfragt in den städtischen Alltag ein, es nimmt Gestalt an in der ungebrochenen Popularität klassischer must sees, in neuen Hotels, mehr Reisebussen usw. Das Stadttouristische meint aber mehr. Es zeichnet sich vielerorts und vielfältig ab. Es tritt hervor, wenn man versucht, drei vermeintlich einfache Fragen zu beantworten: Wer ist Tourist? Was gilt als Tourismus? Wo findet Tourismus statt?

„Den Touristen“, im klassischen Sinne gibt es nach wie vor. Aber: Ist der Ausflug mit dem Wochenendbesuch nicht auch touristisch? Sind Projektbasiert-Arbeitende, die während ihres Aufenthalts die andere Stadt entdecken, nicht auch touristisch unterwegs? Sind die Zweitwohnungsbesitzer Bewohner oder Gäste, wenn sie denn mal in der Stadt sind? Schnell wird deutlich, dass eine Beschreibung des Stadttouristischen jede Menge Kategorien jenseits des Dualismus „Einheimischer-Tourist“ erzeugt. Allerdings ist damit noch nichts über die stadtprägende touristische Praxis all dieser temporary city users (Martinotti 1999) gesagt.

Fragt man also danach, was als Tourismus-Machen gilt, rücken sogar die dauerhaften Stadtbewohner selbst in den Blick, und zwar als Touris-

ten in der eigenen Stadt. Was Touristen machen, wenn sie Tourismus machen, und was Bewohner tun, wenn sie Freizeit haben, ähnelt sich bisweilen stark. Berliner zum Beispiel agieren quasi-touristisch, wenn sie im Rahmen der Hotelaktion „Erlebe Deine Stadt!“ Urlaub im Vier-Sterne-Haus machen; mit einem „Berlin für Berliner-Reiseführer“ die Stadt erkunden oder im „U5-Infowaggon“ virtuell die U-Bahn-Baustelle in Mitte besuchen. Das (quasi-)touristische Stadterlebnis im Modus des Tourings (z.B. Lange Nächte, Stadteinführungen) oder im Modus des Verweilens (z.B. am Stadtstrand, an szenigen Abhäng-Orten, im Park) entspricht der Erwartungen an Stadt, die eben längst nicht mehr nur funktionale Arbeits- und Verkehrswelt, sondern vor allem auch atmosphärische Lebenswelt sein soll. Der Wandel dieser städtischen Erlebnispogografie (die mitunter „Exotisches“ vorhält, in Berlin z.B.: Thaiwiese, African Food Festival, Orient-Boot) offenbart die Prozessualität und Translokazität des Städtischen im Allgemeinen und des Stadttouristischen im Speziellen.

Neben dem städtischen Binnentourismus der Bewohner prägt schließlich das gesteigerte touristische Interesse an urbanen Alltagsräumen das stadttouristische Geschehen. Das genuin touristische Motiv, Alltagsstanz im Alltäglichen des Fremden zu suchen, schlägt sich im Life seing (Enzensberger 1958) abseits ausgetretener Pfade nieder. Im sogenannten New Urban Tourism geht es um das touristische Erleben innenstadtnaher, meist gentrifizierter Wohnquartiere. Hier ist die urbane Selbsterfahrung in der quirligen Dichte einer authentisch empfundenen Nachbarschaft möglich (Holm 2015). Und spätestens hier geraten die gegenwärtig debattierten Konflikte des Stadttouristischen in den Blick.

Fest steht: Das Stadttouristische meint die vielfältigen Verquickungen von Stadt und Tourismus, die sich mit Blick auf die Orte und Praxen des touristischen Stadtnutzens und -machens enorm heterogen darstellen. Das Stadttouristische ist mehr oder weniger städtisch beziehungsweise touristisch, vor allem aber immer beides.

Wohnen, Gewerbe, Öffentlicher Raum

Statistiken über die prozentuale Zustimmung der Stadtbevölkerung zum Tourismus oder zur Tourismusintensität sagen wenig über die Konfliktfähigkeit des Stadttouristischen aus. Das Stadttouristische artikuliert sich in seinen problematisierten Ausprägungen sehr vielfältig. Diese Heterogenität macht die Notwendigkeit deutlich, Tourismusentwicklung qualitativ als Querschnittsaufgabe einer Stadt(tourismus)entwicklung zu verstehen. Ehe ich auf drei besonders strittige Konfliktzonen des Stadttouristischen näher eingehe (stadttouristische Wohnformen, Gewerbeinfrastruktur und Nutzung öffentlicher Räume), scheint es mir sinnvoll, dieses sehr breite Spektrum stadttouristischer Konfliktzonen zumindest ansatzweise zu veranschaulichen. Wo überall zeigen sich also konfliktvolle Dimensionen des Stadttouristischen?

Man denke an die Debatte über die zweckentfremdende Bewirtschaftung von Wohnraum (z.B. Airbnb), an die Kontroverse über die Baukosten der Elbphilharmonie (die ohne Tourismus und Glauben an den „Bilbao-Effekt“ nicht denkbar wäre), an den Streit über das abendliche Abhängen auf dem Münchner Gärtnerplatz oder an den als disneyhaft bezeichneten Stadtstrand am Berliner Checkpoint Charlie. All diese Phänomene sind nicht als reine Effekte eines „Incoming-Tourismus“ isolierbar; sie lassen sich herkömmlich dualistisch (Angebot/Nachfrage, Bewohner/Touristen, Kosten/Nutzen) nur sehr begrenzt in ihrer Bedeutung für Stadt beschreiben. Welche Uneindeutigkeiten zeigen die Beispiele? Das Sharing von Wohnraum setzt voraus, dass die Gastgeber selber als Touristen unterwegs sind; die Elbphilharmonie ist zugleich städtisches Konzerthaus und touristisches must see; die abendlichen chillout-communities am Gärtnerplatz setzen sich aus Touristen, Besuchern aus dem Nachbarviertel und Anwohnern zusammen; der Stadtstrand am Checkpoint Charlie ist weder einfach nur Strand, noch genuin städtischer Strand. Die cui bono Frage

drängt sich auf: Wem zum Nutzen sollen diese vielfältigen, sich langsam wandelnden Infrastrukturen des Stadttouristischen gestaltet werden? Diese Frage ist im Hinblick auf drei Dimensionen städtischen Zusammenlebens besonders wichtig. Es geht um Wohnen, alltagsnahe Gewerbestruktur sowie die Nutzung öffentlicher Räume. Am Beispiel Berlin lassen sich diese drei Konfliktzonen der Stadt(tourismus)entwicklung schlaglichtartig skizzieren.

Die umstrittene Bewirtschaftung von Wohnraum in Form touristischer Unterkünfte ist ein zentrales Thema, wenn es um raumgreifende temporäre, touristische Wohnformen wie Airbnb geht. Nach langem Ringen um ein Gesetz, das die überwiegende Vermietung von Wohnungen als Ferienunterkünfte – wodurch sie dem Mietmarkt entzogen werden – begrenzen soll, erweist es sich jetzt als schwierig, diese Regulierung umzusetzen. Zum 31. März wären in Berlin nur knapp 20 Prozent der Airbnb-Inserate offiziell registriert, also amtlich genehmigt. Die Registrierungspflicht soll sicherstellen, dass keine weiteren Ferienwohnungen im herkömmlichen Sinne entstehen, Nebenwohnungen nicht mehr als 90 Tage pro Jahr vermietet werden und Hauptwohnungen eben nicht zu Ferienapartments umfunktioniert werden. Der Knackpunkt ist, dass Unterkunftsvermittler wie Airbnb sich rechtlich nicht verpflichtet sehen, Daten von nicht-registrierten Anbietern an die Stadt zu geben. Die Rechtsstreitigkeiten laufen – Ausgang: ungewiss. In der Summe mag die Zweckentfremdung von Miet- als Ferienwohnungen für die angespannte Wohnraumsituation in Berlin ursächlich marginal ins Gewicht fallen. Wobei es erstens eben auch nicht nichts ist, dass mit dem Zweckentfremdungsverbot laut Berliner Senat 8000 Wohnungen in den Mietmarkt zurückgeführt werden konnten. Auch ist eine rechtliche Handhabe gegenüber der Zweckentfremdung wichtig, um zu verhindern, dass durch die negativen Begleiterscheinungen eines stark verdichteten touristischen Wohnens (Lärm, gefühlte Unsicherheit, Anonymität) gewachsene Haus- und Nachbarschaftsbeziehungen zerrüttet werden. Bei alledem gilt jedoch, dass Airbnb- und klassische Ferienwohnungen eben nur einen Teil des touristisch genutzten Wohnangebots ausmachen. Das Angebot an Aparthotels, Serviced-Apartments, möblierten (Studenten-)Wohnungen usw. wächst stetig. Und die Stadt Berlin weiß, noch nicht einmal, wie viele klassische Beherbergungsbetriebe in den vergangenen zehn Jahren wo entstanden sind. Die Kontroversen über die Planungen am Checkpoint Charlie zeigen indes deutlich, dass gesamtstädtisch darüber nachgedacht werden sollte, wie und wo sich das stadttouristische Beherbergungswesen perspektivisch entwickeln soll.

Ein zweites stadttouristisches Konfliktfeld, das in Berlin seit Jahren problematisiert wird, ist die tourismusbedingte Veränderung lokaler Gewerbestrukturen. Konkret geht es um die Vereinseitigung des lokalen Gewerbes zugunsten einer primär touristischen Nachfrage und zulasten einer alltagsorientierten Nahversorgung. Insbesondere in touristisch verstärkt frequentierten innerstädtischen Wohnkiezen (New Urban Tourism) ist eine mehr oder weniger weit fortgeschrittene Gewerbe-Gentrifizierung nicht zu leugnen. Vor allem Gastronomiebetriebe können aufgrund der hohen Frequentierung durch zahlungswillige (Binnen-)Touristen höhere Umsätze erzielen und höhere Gewerbesteuern bezahlen. Profit-orientierten Eigentümer rufen sukzessive höhere Gewerbesteuern auf und tragen so dazu bei, dass Gastro-Monostrukturen entstehen. Das Alltagsgeschehen in entsprechenden Straßenzügen wird schließlich von der allabendlichen Rhythmik eines amüsierfreudigen Tourismus dominiert, der Anwohnerinteressen schlicht entgegensteht. Die Frage, die sich am Beispiel Berlin stellt, lautet daher zugespitzt: Wie viele Simon-Dach-Straßen, Falckensteinstraßen, Oranienburger Straßen und Hackesche Märkte möchte man? Soll eine weitere Gewerbestrukturierung vermieden und eine alltagsnahe Nutzungsgemischte Kleingewerbestruktur erhalten werden, muss jetzt gehandelt werden. Hierzu könnte der Berliner Senat zum einen auf die Erfahrung und Expertise zurückgreifen, die seit Jahren zu die-

sem Thema im Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg aufgebaut wurde. Zum anderen müsste er, wie in der Anfang 2018 verabschiedeten Tourismusstrategie angekündigt, „die Kartierung und das Monitoring bestehender Gewerbestrukturen“ zügig beginnen. Dabei ist das Wissen über die Gewerbeentwicklung und -genehmigungen nur ein zentraler Aspekt, um Steuerungsbedarfe frühzeitig zu lokalisieren. Ohne freiwillige Selbstverpflichtungen von verantwortungsbewussten Eigentümern und eine Anpassung des Mietrechts zum Schutz von Gewerbetreibern durch den Bund drohen kleine, inhabergeführte Einzelhändler, Handwerksbetriebe und soziale Träger aus innerstädtischen Lagen zunehmend verdrängt zu werden.

Aus dem bereits erwähnten Wandel des Städtischen, das verstärkt auch als atmosphärische Lebenswelt erfahrbar sein soll, resultiert schließlich ein drittes Konfliktfeld des Stadttouristischen. Im Modus des Tourings und Verweilens wird die urbane Selbsterfahrung verstärkt in öffentlichen Räumen gesucht. Man denke an den Mauerpark, die Uferpromenade am Landwehrkanal, die Admiralbrücke oder die nächtlichen Sit-Ins auf dem Bürgersteig von dem Späti International in der Weserstraße. An all diesen Orten finden sich „temporäre urbane Erlebnisgemeinschaften“ (Kaschuba 2014) ein. An derlei Orten scheint ein Stadterlebnis möglich zu sein, das sich wesentlich aus der Alltäglichkeit des jeweiligen Stadtfeldes speist und gerade deshalb Konflikte mit Anwohnern zeitigt. Sicherlich werden sich die Widersprüche, die sich an solchen Orten städtischen Zusammenlebens ergeben, nicht zum Wohlgefallen aller auflösen lassen. Dennoch sollte versucht werden, auf diese stadttouristisch geprägte Freiraumnutzung im Sinne eines Interessensausgleichs einzuwirken. Dafür ist ein gebietsbezogenes („kiezbasierendes“, wie es in der Tourismusstrategie Berlins heißt) Tourismusmanagement nötig. Dieses Management könnte, entsprechend der lokalspezifischen Situationen, Verwaltungshandeln, Polizei, Stadtreinigung, Moderatoren, engagierte Anwohner und Eigentümer usw. zusammenbringen, um gezielt an einem rücksichtsvollen Miteinander von Besuchern und Anwohnern in diesen touristisch geprägten öffentlichen Räumen zu arbeiten.

Impulse für eine neue städtische Tourismuspolitik

Das Stadttouristische durchdringt wesentliche Bereiche städtischen Zusammenlebens. Bezahlbares Wohnen, vielfältiges Gewerbe und öffentliche Räume, die sowohl der touristischen Erlebnis- als auch der Lebensqualität der Anwohner dienen. Daran sind gemischte Innenstädte zu messen. In all diesen Bereichen wirkt das Stadttouristische, es manifestiert sich als Ausdruck translokaler und lokaler touristischer Mobilität und der Prozessualität von Stadt. Stadttourismus erscheint in diesem Verständnis nicht als Phänomen, das Stadt lediglich als passiven Austragungsort vorfindet. Stadttourismus schreibt sich vielmehr fortwährend ins Städtische ein; die wechselseitig konstitutive – bisweilen destruktive – Verquickung von Stadt und Tourismus artikuliert sich im Stadttouristischen. Geht man nun davon aus, dass die Intensität der touristischen Nutzung und Hervorbringung des Städtischen weiter zunehmen wird, stellt sich grundsätzlich die Frage nach dem Selbstverständnis städtischer Tourismuspolitik. Was für einen Willen organisiert eine tourismuspolitische Debatte in Zeiten von städtischem „Overtourism“? Welche Sachfragen soll städtische Tourismusverwaltung prioritär angehen? Können und wollen die meist als Public-Private-Partnerships ausgelagerten Destinations-Marketing-Organisationen (DMOs) die nachhaltige Entwicklung des Stadttouristischen zu ihrer Aufgabe machen?

Diese Fragen verdienen eine tourismuspolitische Debatte. Eine ambitionierte strategische Leitlinie des Berliner Senats dient mir als Ausgangspunkt für vier Thesen, die auf einen „richtigen“ tourismuspolitischen Umgang mit konflikthaften Formen des Stadttouristischen zielen. In der Berliner Tourismusstrategie von 2018 heißt es: „Ein stadttouristischer, nachhaltiger Tourismus ist eine administrative Querschnittsaufgabe und muss

Touristische Nutzung von Stadträumen geht eigene Wege: Stadtstrand am Checkpoint Charlie in Berlin
Foto: Christian Reister, Novarc Images/Alamy



daher als Bestandteil einer ganzheitlichen, integrativen und räumlich differenzierten Stadtentwicklungspolitik betrachtet werden“. Der hier zum Ausdruck gebrachte politische Wille, Tourismus nachhaltiger zu gestalten und ihn als Querschnittsaufgabe der Stadtentwicklungspolitik zu verstehen, ist zu begrüßen. Im Lichte der in Berlin seit Anfang der 2010er Jahre geführten „Touristifizierungsdebatte“ ist eine solche Zielsetzung gleichwohl überfällig. Doch worauf kommt es jetzt an, damit städtische Tourismuspolitik im Allgemeinen einem Kurswechsel hin zu mehr Nachhaltigkeit gerecht wird?

Erstens: Nachhaltigkeit definieren und operationalisieren. Damit das politische Ziel eines nachhaltigen Stadttourismus nicht zu einem Etikettenschwindel wird, muss genau definiert werden, was damit gemeint ist. Außerdem muss städtische Tourismuspolitik gegenüber der Stadtpflichtigkeit nachvollziehbar machen, welche Maßnahmen im Sinne einer nachhaltigen Stadt(tourismus)entwicklung von wem mit welchen Mitteln bis wann umgesetzt werden. Zweitens: Weniger Markt- und mehr Stadtforschung betreiben. Destinations-Management-Organisationen (DMOs) geben viel Geld für klassische Marktforschung aus, wissen aber zu wenig darüber, was Tourismus mit der Stadt macht. Mehr Wissen über Letzteres ist als Handlungsgrundlage für eine nachhaltige Stadt(tourismus)entwicklung jedoch entscheidend und dringend nötig. Drittens: Weniger Mittel ins Marketing, mehr in die Stadt(tourismus)entwicklung investieren. Jahr für Jahr öffentliche Mittel in die Tourismuswerbung zu investieren, ist in Deutschland zu einer Selbstverständlichkeit geworden – anders in Amsterdam, wo das Außenmarketing massiv reduziert wurde. Vor dem Hintergrund des nicht belegbaren Zusammenhangs zwischen Tourismuswerbung und Besucherzahlen sowie den zunehmenden stadttouristischen Konflikten, sollte ein wesentlicher Anteil der Marketing-Mittel künftig vor Ort für die Arbeit an einem nachhaltigeren Tourismus ausgegeben werden. Viertens: Gegenwärtiges Governance-Arrangement hinterfragen. DMOs verfügen

über eine enorme Markt-, Marketing-, Vertriebs- und PR-Expertise, zudem bilden sie eine zentrale Schnittstelle zur städtischen Tourismus-, Kultur- und Kongresswirtschaft. Es ist jedoch zu bezweifeln, dass sie das Stadttouristische als Aufgabe der Stadtentwicklung bearbeiten können (und wollen). Da das städtische Tourismusmanagement jedoch weitgehend in DMOs ausgelagert wurde und andere involvierte Verwaltungsressorts (Stadtentwicklung, Wirtschaft, Verkehr) andere drängende Probleme haben, droht das Stadttouristische als Stadtentwicklungsgegenstand zwischen administrativen Zuständigkeiten verloren zu gehen.

Es bleibt also zu klären, welchen politisch-administrativen Stellenwert eine nachhaltige Stadttourismusentwicklung künftig haben wird. In jedem Fall scheint ein „weiter so!“ ergänzt um „ein bisschen Nachhaltigkeit“, die Kontroversen um städtischen Overtourism eher weiter zu verschärfen. Um die Ursachen und Ausprägungen dieser Kontroversen zu verstehen und zu bearbeiten, muss zuerst das Stadttouristische in seiner Vielfalt und Tragweite anerkannt werden.

Literatur

Enzensberger, Hans Magnus (1958): Vergebliche Brandung der Ferne. Eine Theorie des Tourismus. In: Merkur 12 (8), 701–720.

Holm, Andrej (2015): Welche Stadt sehen wir? Die Urbanisierung des Tourismus. In: Schader Stiftung (Hrsg.): Künstlertourist: Urban Views (Ausstellungskatalog).

Kaschuba, Wolfgang (2014): Kampfzone Stadtmitteln: Wem gehört die City? In: J. Jessen (Hrsg.): Altstadt für Alle? Urbanität als Zumutung. Zeitschrift FORUM Stadt (4/2014), Esslingen 2014, S. 357–376.

Martinotti, Guido (1999): A city for whom? Transients and public space in the second-generation metropolis, in: Beaugard, R.A./Body-Gendrot, S. (Hrsg.): The Urban Moment. Cosmopolitan Assays in the Late 20th Century City. London: Sage, S. 155–83.

Senatsverwaltung für Wirtschaft, Energie und Betriebe des Landes Berlin (SenWiEnBE) (2018): 12 mal Berlin | er | Leben. Konzept für einen stadttouristischen und nachhaltigen Berlin-Tourismus 2018+.